



Die Frauen von
**RICHMOND
CASTLE**

R O M A N

TRACY
REES



ulstein

systematisch töteten. Diese Realität in Kombination mit der Angst um Kenneth verwandelte Blue von einem fröhlichen Kind, das in allen Dingen etwas Zauberhaftes sah, in ein stilles Wesen, das aus dem Verborgenen heraus beobachtete oder sich in ein Buch vertiefte, wo alles erträglicher war. Keins von Audras Worten vermochte ihr Kind vor der Realität des Krieges zu beschützen, denn Blue konnte sie spüren.

»So ein empfindsames Kind!«, pflegte Avis zu bemerken.

Bei Kriegsende war Blue vierzehn. Richmond hatte sich verändert. Aus dem Bankettsaal des *Star and Garter Hotels*, in dem Blue früher Feste gefeiert hatte, hatte man ein Krankenhaus gemacht. Von den Menschen, die sie gekannt hatte, waren viele tot. Haushalte waren auseinandergerissen worden, weil die Bediensteten während des Kriegs in den Munitionsfabriken bessere Bezahlung fanden. Blue verfiel immer wieder für lange Zeit in Trübsinn. Sie spürte, dass die glückliche Welt, die sie gekannt hatte, nicht der Wirklichkeit entsprach.

Dann kam Kenneth nach Hause, trotz allem gesund und wohlauf. »Gib dich nicht der Verzweiflung hin, Blue«, flehte er sie an. »Glaub mir, ich kann diese Versuchung verstehen, aber jedes Leben, das auf diese Weise zerstört wird, ist ein kleiner Sieg für den Feind. Was für ein Triumph wäre das, den Krieg zu gewinnen, nur um dem Feind auf diese Weise danach einen Sieg nach dem anderen zu ermöglichen? Dafür haben wir nicht gekämpft. Was wir vorher hatten, *war real*. Die Realität bietet Raum für vieles, Gutes und Schlechtes. Sorg dafür, dass deine so wunderbar wie möglich ist. Leicht ist das nicht, aber es ist unsere Aufgabe. Es kommt auf das Jetzt an, mein Schatz, nicht auf die Vergangenheit und nicht auf die Zukunft. Der Krieg war entsetzlich. Er ist vorbei. Jetzt schauen wir nach vorn.«

Aber gleich darauf brach die Spanische Grippe aus und riss Audra in den Tod, Audra, die letzte Bewahrerin von Zauber und Anmut – jedenfalls empfand Blue das so. Sie glaubte, ihren Kummer nicht zu überleben. Aber nach und nach überstand sie ihn, veränderte sich, in einiger Hinsicht sogar zum Besseren. Denn sie, die sich zuvor nie als stark empfunden hatte, kannte nun ihre eigene Widerstandsfähigkeit und Belastbarkeit. Und so überlebte sie, wenngleich dies für den Moment alles war, denn sie glaubte nicht, sich mehr erhoffen zu dürfen.

Doch dann erlebte sie auch wieder zauberhafte Augenblicke. Flüchtig zwar, wie etwa das Trillern eines Vogels oder einen besonderen Lichteinfall, aber Blue begann, all diese Dinge aufzuschreiben und zu sammeln, um daraus Kraft zu schöpfen. Und das Leben ging weiter. Die Sehnsucht nach Schönheit und Verzauberung blieb Blue treu. Und wann immer eine Wahl zu treffen war, klammerte sie sich an die Schönheit, und sei sie noch so klein, anstatt der alten Verzweiflung zu verfallen.

Das war manchmal harte Arbeit, aber sie hatte es geschafft und war einundzwanzig – ganz erwachsen! – und noch immer mit so vielem gesegnet, wofür sie dankbar sein konnte. Jetzt saß sie da und zögerte, ihre Arbeit in Angriff zu nehmen, weil sie der Versuchung, Junos neuesten Artikel über ihr Fest zu lesen, nicht hatte widerstehen können. Die lange Version mit einem ausführlichen und enthusiastischen Bericht über die Rede ihres Vaters war gestern erschienen. Jetzt legte sie mit einer begeisterten Zusammenfassung nach. Sollte der Klatsch darüber bisher jemandem entgangen sein, so würde er ihn in der Zeitung sicherlich nicht verpassen.

»Ein Brief für Sie, Miss Blue.« Avis, die mit ihren fünfzig Jahren noch immer dunkelhaarig und hübsch, wenn auch etwas in die Breite gegangen war, brachte ihr einen weißen Umschlag auf einem Silbertablett.

»Danke, Avis. Wie geht es Ihnen heute?«

»Bestens, danke, Miss Blue. Wenn die Sonne scheint, hab ich immer ein Lächeln im Gesicht.«

»Ich auch. Haben Sie Zeit für ein Tässchen?«

»Bedaure, Blue. Ich habe eine Tarte im Herd«, wehrte Avis ab und eilte davon. Blue musste lächeln. Für Avis war jede Stunde des Tages eine gute Zeit, um was zu backen. Sie schob den Brieföffner unter den Falz des Umschlags und las den Brief.

»Oh, mein Gott«, sagte sie und las ihn gleich noch mal.

Darling Blue,

oh Mann, Du bist so famos. Oh Gott. Jetzt bin ich gleich damit herausgeplatzt und wollte doch ganz elegant sein! Aber ich habe bereits fünf Blatt Papier zerrissen, und dies ist das letzte, das meine Schwester in ihrer Schachtel hat. Also muss ich auf den Punkt kommen.

Du, liebe Blue, bedeutest mir mehr als einem Vogel sein Nest, als einem Spatz der Gesang, als das Euter der Kuh. Du bist das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe, und ich vergöttere Dich.

Wenn Du einwilligst, mir zu antworten und eines Tages vielleicht mein Mädchen zu sein, wäre ich der glücklichste Junge, der je gelebt hat. Ich weiß, dass ich Dich glücklich machen könnte, Blue. Ohne preiszugeben, wer ich bin, weil Dein Vater meinte, dies sei nicht nötig, sind meine Familie und Deine eng miteinander verbunden, und das schon lange. So wäre es für uns die natürlichste Sache der Welt. Ich denke, wir könnten untrennbar sein. Ich fände es schön, wenn wir untrennbar wären. Ich würde Dich schreiben lassen, Blue, mir

würde es nichts ausmachen, wenn meine Frau arbeitet. Ich bin jung und modern, und mir liegt nichts mehr am Herzen, als Dich glücklich zu sehen. Ich würde sogar Geige für Dich spielen, wenn wir unter uns sind.

Bitte schreib mir zurück, Liebling. Wenn Du den Brief in die Höhlung des alten Apfelbaums in Eurem Garten legst, werde ich ihn dort abholen. Das ist doch romantisch? Sag, dass es das ist.

Vermutlich habe ich schon zu viel verraten. Du könntest erraten haben, wer ich bin. Aber seit jener Nacht auf Deinem Fest wusste ich, dass ich Dir schreiben muss. Ich musste Dir sagen, was ich empfinde. Und so bekenne ich mich fürs Erste einfach als

Ein glühender Bewunderer

Blue merkte, dass sie sich beim Lesen auf die Lippen biss, und hielt schnaubend inne. So viel also zur Anonymität! Sie faltete den Brief und steckte ihn zurück in den Umschlag. Ihr war heiß, und sie zitterte. Dann stand sie auf und stürmte durchs Haus, um ihren Vater zu suchen.

»Daddy!«, brüllte sie.

KAPITEL VIER

Delphine Foley träumte von ihrer Schwester. Im Traum waren die Mädchen etwa acht Jahre alt und saßen in einem Ruderboot, das auf einem ruhigen blauen See tanzte, wie sie das in ihrer tatsächlichen Kindheit mit Sicherheit nie erlebt hatte. Die kleine Traum-Delphine schloss die Augen und gab sich staunend der angenehmen Wärme der Sonne auf ihrem Gesicht und dem sanften Schaukeln des Ozeans hin. Sie fühlte sich so sicher wie in einer riesigen Wiege, bewacht von einer wohlmeinenden Präsenz. Dort wollte sie für immer bleiben, aber eine Hand packte ihre Schulter und stieß sie vom Boot.

Aber sie konnte doch nicht schwimmen, sie würde ertrinken ... Sie kämpfte, sie flehte, aber ihre Worte blieben unerhört. Sie kippte ins Wasser, und eine Stimme schrie sie an, dass hier Endstation war ... Foley!

Sie riss die Augen auf und erwachte schreiend. Aber das war nicht Foley. Es war ein betreten dreinblickender junger Mann mit einer Mütze. Er ließ ihre Schulter los und trat zurück, hob die Hände, als wolle man ihn verhaften.

»Tut mir leid, Miss, ich wollte Sie nicht erschrecken. Nur, wir sind hier an der Endstation angekommen, verstehen Sie? Richmond. Da dachte ich, ich wecke Sie wohl am besten auf.«

Delphine sah sich verwirrt um. Sie war keine acht Jahre alt, sondern zwanzig Jahre älter. Saß nicht in einem Boot, sondern in der U-Bahn. Sie war auf ihrem Platz zusammengesackt und richtete sich nun hastig auf und versuchte einen gefassteren Eindruck zu machen.

Richmond?

»Also gut, Miss.« Der junge Mann wich vor ihr zurück, als wäre sie eine gefährliche Kriminelle. »Ich bin dann mal weg.«

»Oh«, sagte Delphine. In letzter Zeit hatte sie immer Schwierigkeiten, Worte zu finden. »D...danke«, rief sie ihm hinterher. »Sehr freundlich von Ihnen.« Erleichtert sah

sie, dass er daraufhin nickte, denn sie war ihm wirklich dankbar. Hätte er sie nicht geweckt, wäre sie womöglich wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgefahren – unvorstellbar! Aber dennoch, Richmond?

»Ganz ehrlich, Delphine, du bist so dumm«, murmelte sie. Die einzigen Worte, die ihr derzeit leicht über die Lippen gingen, waren die, mit denen sie sich selbst auszankte.

Sie stand auf und griff nach ihren Taschen, weil das auch alle anderen taten. Aber das war in ihrem Plan nicht vorgesehen gewesen! Der unerwartete Umweg hatte sie erschüttert. Sie würde gern eine Tasse Kaffee trinken und sich dabei der ihr noch gebliebenen Reste ihrer Überzeugung vergewissern. Vielleicht fände sie diese ja in ihrer Handtasche unter den anderen unangemessenen Sachen, die sie mitgenommen hatte, um sie für die Zukunft zu rüsten: eine nicht eben prall gefüllte Geldbörse, ein Schinkensandwich, ein oft gewaschenes Taschentuch und Ähnliches. Das Vernünftigste wäre es, gleich wieder zurückzufahren, ihre Fahrkarte hatte nur bis zur Victoria Station Gültigkeit. Schlimmstenfalls würde sie Probleme bekommen. Bestenfalls müsste sie einen Zuschlag zahlen, den sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Sie stieg aus dem Zug. Auf den Gleisen wechselten sich dank überhängender Bäume Sonnenlicht und Schatten streifenförmig ab. Delphine blickte verwundert nach oben. Noch nie hatte sie einen Bahnhof mit Bäumen gesehen. Die Leute liefen über einen luftigen Querbahnsteig und präsentierten den Kontrolleuren lächelnd ihre Fahrkarten. Delphine schluckte nervös.

Die Bahnhofsuhr zeigte kurz nach zehn Uhr. Sie hatte gewartet, bis Foley zur Arbeit aufbrach, und dann noch eine weitere Stunde für den Fall, dass er unerwartet zurückkam. Das hatte er schon mal getan: Da hatte er seine Schicht verwechselt und war an seinem freien Tag zur Arbeit gegangen. Als er zurückkam, hatte er sie auf der Türschwelle sitzend im Gespräch mit Muriel, ihrer Nachbarin von gegenüber, angetroffen. Delphine sagte gerade etwas über Männer, die hilflos sind, wenn sie ihre eigene Mahlzeit kochen sollen. Sie hatte das nur so dahingesagt, um Muriel ihr Mitgefühl zu zeigen, deren Ehemann Frank unbedingt alle vier Stunden etwas zu essen brauchte. Muriel, die kein Naturtalent war, wenn es ums Kochen ging, hatte Mühe, dieser Herausforderung gerecht zu werden.

Foley hatte sie ins Haus geschleppt, ihr lautstark vorgeworfen, ihm gegenüber respektlos zu sein (als hätte er sich jemals eine Scheibe Brot geschmiert), und sie gescholten, ihre Zeit zu vertrödeln. Sie hätte ihm gern geantwortet, dass sie bereits das ganze Haus gefegt und für sein Abendessen einen Eintopf gekocht und sich gerade mal für eine Minute hingeworfen hatte, weil Muriel eine Plaudertasche war und man so schnell nicht wieder von ihr loskam. Aber das war, nachdem sie bereits ihre Sprache verloren